

Identität als Verbundenheit

In der Vergangenheit geschah es oft und regelmäßig, dass die Menschen ihre Identität durch *Abgrenzung* von allen andern bestimmt haben.

Ich bin ich, weil ich nicht du bin.

Wir sind wir, weil wir nicht ihr sind.

Diese Abgrenzung wurde oft auf zweifache Weise verschärft.

Erste Verschärfung: Ich bin nicht wie du. Ich möchte auch nicht sein wie du.

Wir sind nicht wie ihr. Wir sind besser als ihr.

Zweite Verschärfung: Wir sind die Besten.

Wir sind das beste Volk,

wir haben die beste Regierung,

wir haben die höchstentwickelte Kultur.

wir haben nicht nur die beste, sondern die einzig richtige und einzig heilbringende Religion.

Folgen einer solchen Bestimmung der Identität sind:

Wir begegnen den Andern mit Misstrauen, Angst und Vorurteilen.

Wir nehmen sie nicht so ernst wie uns selber.

Es gibt keinen Dialog auf Augenhöhe. Unsere Ansichten sind richtiger als ihre.

Schlussfolgerung: So kommen die Menschen nicht zusammen. Selbst wenn sie einander begegnen und miteinander reden, verstärkt dies meist nur die bestehenden Vorurteile.

„Schon bevor ich sie kennen lernte, wusste ich, dass die so sind. Jetzt habe ich den Beweis in der Hand. Ich habe mich nicht getäuscht.“

Heute sind viele Menschen in der Lage, ihre Identität durch *Verbundenheit* statt *Abgrenzung* zu bestimmen.

Ich bin ich und du bist du. Und das ist gut so.

Wir sind wir und ihr seid ihr. Und so soll es sein.

Identität aus Verbundenheit ergibt sich am einfachsten und deutlichsten, wenn wir zuerst das Ganze, d.h. das Universum in den Blick nehmen.

Wenn wir daran glauben, dass Gott das Universum geschaffen hat, dann können wir darauf vertrauen, dass es als Ganzes gut ist.

Es gibt Billionen von Geschöpfen Gottes. Auch ich bin eines davon. Als Geschöpfe Gottes gehören wir alle zusammen.

Es gibt Millionen von Menschen. Auch ich bin einer davon. Wir Menschen bilden die große Menschheitsfamilie. Wir besitzen alle dieselbe Würde. Wir sind einander ebenbürtig.

Es gibt viele Völker. Eines davon ist meines. Jedes dieser Völker hat gute und schlechte Seiten. Die Begegnung der Völker kann dem einzelnen Volk helfen, sich weiter zu entwickeln.

Es gibt viele Kulturen. In einer oder mehreren fühle ich mich zu Hause. Jede Kultur kann von den andern vieles lernen.

Es gibt viele Religionen. Keine darf sich einbilden, die einzig richtige zu sein, weil Gott in allen Völkern und Kulturen gegenwärtig und am Werke ist. Es ist also durchaus möglich, dass Gott mir oder uns etwas Wichtiges sagen möchte, durch eine Religion, die nicht die unsrige ist. Wenn ich also ganz offen sein will für Gott, darf ich mich den andern Religionen nicht verschließen.

In allen Religionen gibt es viele Richtungen. Das gilt auch für meine Religion. Einer dieser Richtungen gehöre ich an. Hier ist mein religiöses und geistliches Zuhause. Es bereitet mir keine Schwierigkeiten, zu akzeptieren und zu respektieren, dass jemand anderer sich anderswo zu Hause fühlt.

In dieser Sicht bin ich mit allem und allen von vornherein verbunden. Ich bin integrierender Teil des Ganzen. Überall gehöre ich dazu, bevor ich mir Gedanken darüber mache. Es ist wichtig und heilsam für mich und für alle andern, diese Gedanken der All-Einheit, der All-Zusammengehörigkeit zu pflegen und zu vertiefen. Gegenstandslose Meditation kann mir dabei eine große Hilfe sein. Ich soll ja in mir eine Empathie für alles Seiende entwickeln. Ich gehöre zum Ganzen, ob ich will oder nicht. Doch besser ist, wenn ich bewusst und gerne dazu gehöre, wenn ich bereit bin, mein kleines Scherflein zur Evolution und zur Harmonie des Ganzen beizutragen.

In diesem Welt- und Gottesbild ist meine Identität wunderbar aufgehoben und braucht sich von nichts und niemandem abzugrenzen. Fremdenfreundlichkeit wird meiner Identität nur gut tun, wird sie stärken.

Jemand könnte *einwenden*: Ich habe viel mit allen andern gemeinsam. Dadurch weiß ich mich mit den andern verbunden. Doch um meine Identität zu bestimmen, muss ich auch wissen, worin ich mich von den andern unterscheide. Wenn ich sage: „Du unterscheidest dich von mir in diesem und jenem Punkt“, dann kommt das doch einer bestimmten Abgrenzung gleich oder nahe.

In der anfangs erwähnten Sichtweise der Vergangenheit werden Unterschiede tatsächlich als Begründung einer Abgrenzung gesehen. Wenn du anders bist als ich, dann ergibt sich daraus eine gewisse Distanz zwischen uns. Wenn wir gegensätzliche Charaktere sind, werden wir uns schwer tun, einander zu verstehen und zu vertrauen. In dieser Sichtweise werden also Abgrenzungen leicht als notwendig betrachtet.

In der neuen Sichtweise sind Unterschiede kein Grund für Abgrenzungen. Unterschiede machen den Andern oder die Andern erst recht interessant. Aus den Unterschieden können wir genau so viel oder sogar mehr lernen als aus den Gemeinsamkeiten. Unterschiede können als Reichtum verstanden werden. Über Unterschiede kann ich mich also freuen und versuchen sie fruchtbar für beide Seiten zu machen.

Anmerkung 1:

Um meine Identität zu bestimmen, sage ich, wer oder wie ich bin. Das kann klarer werden, wenn ich dazu sage, wer oder wie ich nicht bin. Wir können also sagen, dort wo es Unterschiede gibt, da gibt es Grenzen. Das sind aber keine abschottenden Grenzen. Es sind Grenzen, die sowohl eine abgrenzende als auch eine verbindende Funktion haben. In diesem Sinne ist es richtig, festzustellen, dass wir für unsere Identität auch Grenzen brauchen.

Anmerkung 2:

Identität setzt auch eine relative Autonomie voraus. Ich will ich selbst sein und bleiben und will mein Leben selbstständig gestalten. Dazu brauche ich Grenzen gegenüber Übergriffen von andern. Wenn sie mich manipulieren, mir etwas überstülpen, mich beherrschen wollen, dann muss ich mich wehren, dann muss ich mich abgrenzen. In gewissen Situationen kann es sein, dass ich mich sogar gegen mögliche Übergriffe vorbeugend wehren muss, weil ich diese Möglichkeit nicht mehr haben werde, wenn der Übergriff bereits Wirklichkeit wurde.

Anmerkung 3:

Totale Identifikation mit einem andern Menschen oder mit einer menschlichen Gemeinschaft ist gar nicht möglich. Bestimmte christliche Konfessionen und auch andere Religionen haben bzw. hatten in der Vergangenheit eine mehr oder weniger starke Tendenz, eine totale Identifizierung ihrer Mitglieder mit der eigenen Lehre und Disziplin zu verlangen. Heute ist uns klar, dass eine solche totale Identifikation mit einer anderen Person oder mit einer Gruppe gar nicht möglich und auch nicht wünschenswert ist. Jeder/jeder hat als Individuum das Recht, einmalig zu sein.

Anmerkung 4:

Josef Ratzinger hat als Theologie-Professor einmal festgestellt: Die besten Katholiken sind nicht die, die sich mit der katholischen Kirche zur Gänze identifizieren. Sie stärken nämlich sowohl das, was richtig ist in dieser Kirche als auch ihr Fehler und Fehlentwicklungen. Die besten Katholiken versuchen nach bestem Gewissen und Wissen zu unterscheiden, was sie an ihrer Kirche als richtig oder aber als falsch erkennen. Sie fördern das Gute und bekämpfen das Schlechte.

Anmerkung 5:

Oft wird bei der Identitätsbestimmung einer Gemeinschaft so getan, als wäre das „Typische“ auch das Wesentliche. Nehmen wir wieder das Beispiel der katholischen Kirche. Katholiken und Nicht-Katholiken stellen fest: „Typisch katholisch“ ist die Marienverehrung, die Heiligenverehrung, die Reliquienverehrung, der Zölibat der Priester, der Papst als absoluter Herrscher, die vielen Ehrentitel und pompösen Roben der sog. Würdenträger, der Ablass, der Ausschluss der Frauen von jedem kirchlichen Amt, die Ausdeutung der Bibel durch die Tradition und das bestehende Kirchenrecht, das Verbot „künstlicher“ Empfängnisverhütung, usw. usw. Das alles wird „typisch katholisch“ genannt, weil es in dieser Form nur der römisch-katholischen Kirche eigen ist. Wenn wir jedoch nach dem Wichtigsten, dem Wesentlichen des katholischen Glaubens fragen, so kommen wir auf ganz andere Dinge, und zwar in erster Linie auf Dinge, die wir mit den Evangelischen, den Orthodoxen, den Anglikanern, den Methodisten, usw. gemeinsam haben.

Hier gilt es also aufzupassen: Das „Typisch Katholische“ oder das „Unterscheidend Katholische“ hat auf weite Strecken mit dem Wesen des katholischen Glaubens nichts zu tun.

Anmerkung 6: Grenzen gehen „quer durch“

Bei der „Identifizierung“ einzelner Menschen oder von Menschengruppen lassen wir uns sehr oft durch das „Etikett“, d. h. die Zugehörigkeit täuschen.

Es gibt Katholiken, die denken in bestimmten Punkten orthodox, altkatholisch, evangelisch oder freikirchlich.

Progressive Katholiken und Protestanten verstehen sich oft viel besser als progressive und konservative Katholiken untereinander.

Nicht alle Frauen sind für die Frauenemanzipation. Nicht alle Männer dagegen.

Nicht alle Reichen denken asozial. Nicht alle Armen sind Altruisten.

Nicht alle katholischen Bischöfe sind romhörig im negativen Sinn.

Die weitaus größte Zahl von Muslimen hat nichts mit Terrorismus zu tun.

Anmerkung 7: Meine Identität und ein anderer österreichischer Priester.

Fast 15 Jahre (1972-1987) arbeitete ich im Nordosten Brasiliens in den Staaten Maranhão und Ceará. Die ausländischen Missionare waren hauptsächlich Italiener, Deutsche, Franzosen und Iren. Die ersten Jahre fand ich keinen Österreicher darunter. Als ich einen entdeckte, entschloss ich mich, zu ihm zu fahren und eine Urlaubswoche bei ihm zu verbringen. Ich war

also sein Landsmann, Mitglied derselben Kirche, Berufskollege und im selben Land im gleichen Bereich tätig. Natürlich erwartete ich mir große Gemeinsamkeiten und interessante Gespräche.

Das war keineswegs der Fall und ich kehrte enttäuscht in meine eigene Pfarrei zurück. Und ich schwor mir: Nie mehr fahre ich irgendwohin, nur weil dort ein katholischer Priester aus Österreich wohnt.

Anmerkung 8: Einheitstyp als Idealtyp

Früher haben christliche Kirchen geglaubt, alle ihre Mitglieder müssten den offiziell vorgegebenen Glauben auf Punkt und Strich bejahen und leben. In der katholischen Kirche wurde sogar jeder Zweifel daran als Versuchung oder Sünde deklariert.

Doch nicht nur die Kirchen wollten Menschen, die total angepasst waren. Auch das Elternhaus, die Verwandten, die Nachbarn, die Schule, das Dorf oder die Stadt, der Arbeitsplatz und der Staat bemühten sich, aus jedem Menschen eine Art Idealtyp von Mensch zu machen. „Ma tuot wiö d’Lüt“ = „Man tut wie die Menschen“, wurde allen Jugendlichen eingebläut. Dieses „Man tut so“ hieß: Alle haben so zu tun, alle haben so zu sein. Es bestand also die Zielvorstellung eines durch Kultur und lokale Gewohnheiten geprägten Einheitsmenschen. Die Gemeinschaft überfuhr die Einzelmenschen. Alle wurden über einen Kamm geschoren. Die Entfaltungsmöglichkeiten der Einzelnen als Individuen waren sehr eingeschränkt. Wer sich nicht einordnete, wurde zum diskriminierten Außenseiter oder musste gar auswandern.